

**Zeitschrift:** Schweizerische Lehrerinnenzeitung  
**Band:** 68 (1963-1964)  
**Heft:** 13

**Artikel:** Schweizerinnen erleben Berlin  
**Autor:** Werder, Magda / Jean-Richard, Elisabeth  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-317244>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 08.11.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Die Berliner Schule, die sich mit allen Kräften bemüht, leistungsfähig und fortschrittlich zu sein, befindet sich gegenüber dem Schulwesen in anderen Ländern in einer besonders glücklichen Lage. In Westberlin gibt es seit Jahren *keinen Schichtunterricht* mehr. Bis auf eine gewisse Zahl von Turnhallen stehen in älteren und neuen Schulgebäuden Klassen- und Fachräume in genügender Zahl mit moderner Ausstattung zur Verfügung. In den neuen Siedlungsgebieten sind zeitgemäße Schulbauten für großangelegte Schulversuche schon im Wachsen begriffen oder vorgeplant.

Berlin kennt auch *keinen Lehrermangel*. Für die verschiedenen Arten und Zweige der Berliner Schule stehen die entsprechend ausgebildeten Lehrer in mehr als ausreichender Zahl zur Verfügung. Hieraus erklärt sich, daß in Westberlin in den letzten Jahren wichtige pädagogische Verbesserungen durchgeführt werden konnten. Eine davon ist die Senkung der Klassenfrequenzen. Zur Zeit liegen die tatsächlichen Klassenfrequenzen in der Grundschule (1.—6. Klasse) bei 33, in der Oberschule Praktischen Zweiges (7.—9. Klasse) und in der Oberschule Technischen Zweiges (7.—10. Klasse) bei 29 und in der Oberschule Wissenschaftlichen Zweiges bei 23.

Die Entwicklung der Berliner Schule wird weitergehen. Als wichtiger Teil des gesamten Berliner Bildungswesens wird sie ihren besonderen Beitrag leisten im Rahmen der Bestrebungen, Berlin zu einer Stätte der Bildung, Wissenschaft und Kunst auszubauen.

## Schweizerinnen erleben Berlin

### *Berlin, wie ich es kenne*

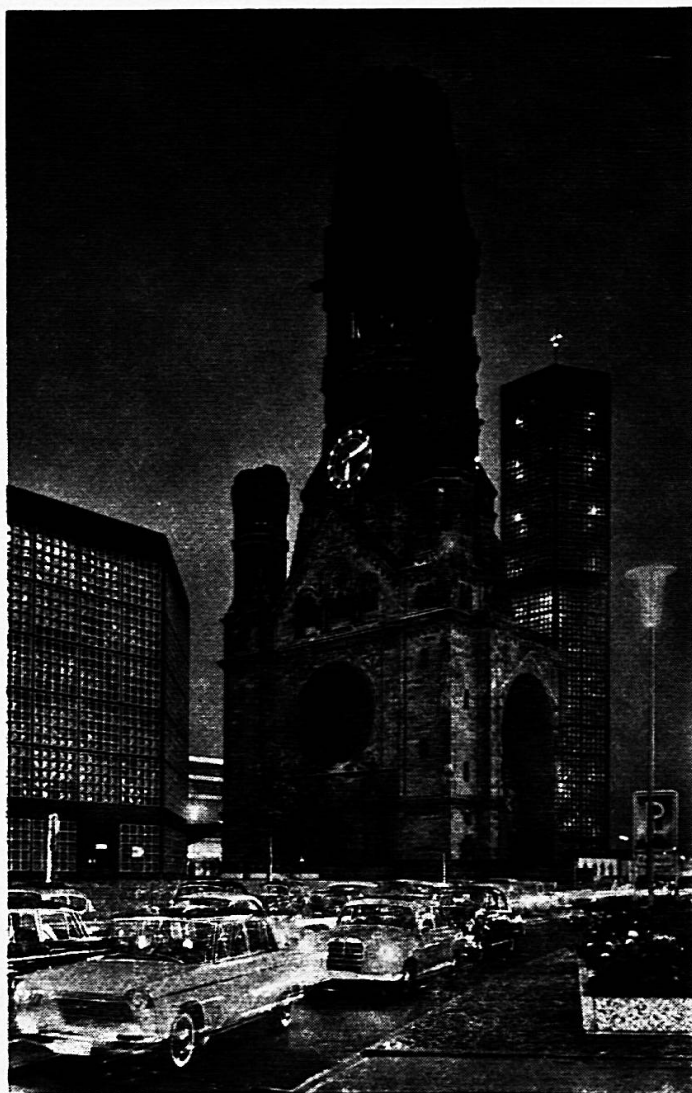
«Berlin — sehen, kennen, lieben», steht auf einem Prospekt. Das ist nicht Propaganda-Schlagwort, sondern für die meisten Besucher der Stadt erfahrene Wirklichkeit. So auch für mich, die ich innerhalb der vergangenen vier Jahrzehnte öfters dort war. Ob ich Berlin ebenso lieben würde, wenn ich dort niemand kannte, das weiß ich nicht, vermute es aber.

Mit allen Großstädten hat sie das gemeinsam: die ungeheure, für uns Mittel- und Kleinstädter unheimliche Ausdehnung. Mein Vetter fuhr eine Autostunde zum Büro und hatte damit erst einen kleinen Teil des Stadtdurchmessers bewältigt, meine Cousine lief «eben mal rasch zum nächsten Bäckerladen», für mich ein Weg durch halb St. Gallen! Von der Siegestsäule am Ende des riesigen, neu bepflanzten «Tiergartens», eines herrlichen Parks, blickte ich über die Stadt hin, wirklich ein Meer von Häusern bis zum Horizont! Doch was für eine Pyramide erhebt sich dort in der Ferne? Ich erfahre, daß es ein mächtiger Berg ist, bestehend aus Ruinenschutt! In der Stadt selbst, ich schreibe von Westberlin, sieht man kaum mehr Spuren der Zerstörungen durch die Bombardemente.

Da ist — nein, da war einst, die kleine Villa meiner Verwandten im stillen Dahlem. Wir konnten uns so recht erholen von dem Hasten durch die belebten Straßen, weit, weit drinnen in den Geschäftsvierteln. Wir atmeten Waldluft, von märkischen Kiefern gespendet, wir spazierten auf sandigen Wegen, Ruhe ringsum. Damals konnten wir nach Potsdam und Sanssouci fahren, Zeugen ehemaliger Königsmacht und -Pracht. Friedrich des Zweiten reizendes Rokokoschloß, wo er «ohne Sorgen» so gerne weilte, liegt jetzt

in der «Zone», wie kurz die russisch besetzte Zone, die «Deutsche Demokratische Republik» (DDR) genannt wird.

Gerne aber fuhr ich in der U-Bahn (Untergrundbahn) in das Getriebe der Großstadt, streifte mit meiner gewandten «Fremdenführerin» durch die riesigen Warenhäuser, kaufte in irgendeinem kleinen, exquisiten Spezialgeschäft etwas ein, speiste in einem der unzähligen Restaurants oder «Dielen» am breiten, belebten Kurfürstendamm. Ja der «Kudamm», wie der schnellebende und -sprechende Berliner sagt, der ist sozusagen das äußere Wahrzeichen der Stadt — war es und ist es heute in ganz besonderer Weise, da ja jenseits des Brandenburger Tores die breiten Prunkstraßen nicht mehr zugänglich sind. Tausende von Fremden — damit sind Ausländer und auch Deutsche aus allen Gebieten Westdeutschlands gemeint — bummeln heute auf diesem langen, breiten Boulevard, wo eine Gaststätte, ein Kino, ein moderner Laden neben dem andern zum Geldausgeben verlockt. Doch an dem einen Ende ragt der kriegsversehrte Turm der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche auf, an den ein moderner Rundbau als Kirche angebaut ist. Nie vergesse ich den Gottesdienst am Karfreitagmorgen, als der große, hallenartige Raum voll von Andächtigen war, als die Sonne durch die farbig wunderschön abgestuften Fenster schien, uns alle vor dem Weltgetriebe draußen schützend und bewahrend.



Die Gedächtniskirche, das traurig schwarze, an verkohltes Holz erinnernde Stück Gebäude, das als Mahnmal stehen bleiben soll.

Wo finde ich die Kunstschätze, die einst in so überreicher Zahl in den großen Museen in der Nähe des alten Schlosses beheimatet waren? In Dahlem konnte für einen großen Teil der staatlichen Sammlungen ein würdiger Bau gefunden werden. Die schöne Ägypterin Nofretete zeigt jetzt dort ihr reines Profil, Rembrandt und alle großen Meister europäischer Malerei befinden sich in guter Obhut. Der Weg dorthin ist wiederum weit, doch da er durch das geliebte Dahlem führt, nehme ich ihn gern in Kauf. Neuere Malerei, Gaben westdeutscher Museen, muß ich in ganz anderer Richtung und Umgebung aufsuchen: sie sind im Charlottenburger Schloß untergebracht. Wer würde es dem reizenden Gebäude in weitausgedehntem Park an der Spree ansehen, daß es ein Wiederaufbau ist? Preußens Geschichte ersteht hier. Im Vorhof erhebt sich das barocke Reiterdenkmal des großen Kurfürsten. Im frühlingslichten Park finden wir das klassizistische Mausoleum, die Grabkapelle der edlen Königin Luise und ihres unglücklichen Gemahls.

Doch während ich diese Zeilen schreibe, kommen mir Beobachtungen in den Sinn, die jüngste geschichtliche Ereignisse betreffen. Es war anfangs der zwanziger Jahre, als ich mit Verwandten vergnügtes Wiedersehen in einem Restaurant feierte. Durchs niedrige Fenster schauten plötzlich bleiche, hagere und finster blickende Gesichter herein, und drohende Gebärden erschreckten uns. Erst später erkannte ich den Zusammenhang: Weltkrieg 1914 bis 1918, Versailler Vertrag, Inflation und Hungersnot in Deutschland, ganz besonders in Berlin, wie es Käthe Kollwitz in erschütternden Bildern zeigt. Und diese hageren Arbeitslosen? Es waren Tausende. Ist es nicht zu verwundern, daß sie einem Adolf Hitler nachfolgten, der ihnen Arbeit, Brot, Ehre und Ruhm versprach? Ich sah sie wieder 1936, in einem Aufmarsch der Braunhemden, dort vor dem Schloß Kaiser Wilhelms des Ersten. Sie defilierten in Achterkolonnen an der Hakenkreuzfahne und an irgendwelchen höchstgestellten Parteigenossen vorbei. Welchen Sinn hatte dieser Aufmarsch an einem Sonntagvormittag? Er gab den Massen Selbstgefühl und — wie sie wähten — neuen Lebensinhalt. Wenige Jahre später werden die meisten von ihnen den Tod «für Führer und Vaterland» erlitten haben. Auch da fragt man sich: Zu welchem Sinn? Und ihre Heimatstadt, das große, stolze Berlin, ward zertrümmert, zerteilt, von fremden Truppen besetzt und verwaltet.

Westberlin hat sich erholt, Ostberlin scheinbar auch, es «macht in Kultur», und neue Wohnblöcke, neue Verwaltungsgebäude sind aus den Ruinenstätten aufgeschossen, und die Frauen gehen leidlich gut gekleidet zur Arbeit. Die Mauer aber trennt die beiden Stadthälften in grausamer Weise, sichtliches Sinnbild der staatlichen und geistigen Trennung. Um an die Wirklichkeit dieser Mauer zu glauben, fuhr ich in einen entfernten Stadtteil, wo sie zu Fuß leicht zu erreichen war. Sie *ist* wirklich da, weit über manns-hoch, mit Stacheldraht versehen — die angrenzenden Häuser unbewohnt, mit vermauerten Fenstern!

Dem Westberliner bleibt noch viel zum Leben, ja alles. Die Liste der Sehenswürdigkeiten im Prospekt weist über 250 Nummern auf: Kunstzentren und Denkmäler, wissenschaftliche Institute, Schulen, Sportplätze und -hallen, Theater, Konzerthäuser, Hotels, Ausflugsziele — alles zusammen ist Berlin. Mir ist der Gedanke lieb, daß noch so viel Natur innerhalb der Grenzen Westberlins der Erholung dient, daß man noch den ganzen Tag auf Seen,

Flüssen und Kanälen durch Wälder und Wohnquartiere vergnügliche Schifffahrt machen kann.

Und «der Berliner»? Er nennt sich heute «Insulaner». Tausende sind von «außen», aus der Provinz, hergekommen; heute wohnen auch zahlreiche Flüchtlinge aus den östlichen deutschen Landen in Berlin. Alle sind zu «Berlinern» geworden oder im Begriff, es zu werden, zu «dem Berliner», den kein Krieg, keine Besetzung, keine Blockade von seiner «Insel» vertreiben kann, der «seinem Berlin» lebenslang treu bleibt.

*Magda Werder*

### *Streiflichter*

Graugrün, durch Silberstreifen von Flüssen und zackigem Dunkel von Nadelwald unterbrochen, öffnet sich mir die Landschaft. Da, mehr Licht, mehr Leben: das Flugzeug schaukelt sich in die Tiefe, und bald umsummt mich das Getriebe eines Flughafens. Es stimmt! Hier ist Tempelhof, und tausend gespannte Gesichter suchen von jenseits der Schranke nach bekannten Fluggästen.

Du bist in Berlin!, so klingt es in mir, und in der einen Feststellung scheinen jahrealte und vielgenährte Erwartungen und Wünsche zu gipfeln. Daß so viele Jahre ins Leben getreten sind, ehe ich dem Wunsch nachgegeben habe, liegt an der unüberwindlichen Scheu vor der unnahbaren, strengen Herrscherin, als die ich mir die Reichshauptstadt immer eingebildet habe. Bei dieser ersten Annäherung fällt meine Vorstellung kraftlos in sich zusammen, und — um es vorweg zu nehmen — die neue Bekannte ist eine reizende, umgängliche und humorvolle Edelfrau mit allen Anziehungskräften einer solchen.

Meine Erwartung wird eher noch gesteigert, wie ich mit meiner Führerin den Flugplatz verlasse. Da ist gleich das Luftbrückendenkmal von 1951, das an den Abwurf von Lebensmitteln zur Zeit des Boykotts zu Land erinnert. Der Berliner Humor nennt es «Hungerharke». Wir überqueren den Platz vor dem Schöneberger Rathaus, das ohne Schaden die Hitlerzeit überdauert hat. Es ist ein solider, sauberer Bau, der zusammen mit den andern Fronten ein geschlossenes Bild ergibt. Hier sind seinerzeit viele Nationalsozialisten, von den weniger bedeutenden bis zu den höchsten Funktionären des Dritten Reiches, aus- und eingegangen.

Nachdem ich meine Bleibe bezogen habe, steht es mir frei, wohin ich mich wenden will. Meine Gastgeber sind beschäftigt, überhäufen mich aber mit Hinweisen und Vorschlägen. Anhand des Stadtplanes kann ich mich zurechtfinden. Gerade bei solchen Streifzügen begegnet mir die edle Dame; wo ich auch nach dem Weg frage, immer wird der Ausländerin aufs freundlichste Bescheid gegeben, und jedesmal geht eine vergnügte Welle durch die Stimmung.

S-Bahn, U-Bahn und Busse sind für Fußgänger bequeme Transportmittel. Trotz der Rumpfhaftigkeit des Stadtbildes sind in allen Himmelsrichtungen noch viele Kilometer zu überwinden. Das Westberliner Gebiet umfaßt mit seinen 481 Quadratkilometern so viel Gelände wie der Kanton Zug. Ein Glück, daß auch Grünplätze eingebaut sind, daß Wald mit dazu gehört und daß die ganzen Seen richtig zur Verfügung stehen. Mein Vetter besitzt ein Motorboot an der Havel, und seine Freude ist es, am Sonntag hinauszufahren. Doch an einem Sonntagabend kehrt er heim mit einem derben Koller. «Es

ist überhaupt kein Spaß mehr, aufs Wasser zu gehen. Kein Platz mehr, man pufft sich gegenseitig, und ein Gestank herrscht wie auf der Autostraße!» Die Auflehnung scheint sich aus großer Tiefe aufzubäumen.

Viele Westberliner machen dieselbe Erfahrung durch: Auf einmal sind die Grenzen zu eng, die Millionen drängen sich, treten einander auf die Füße; wo soll das hinaus? Es braucht eine Nacht, die Routine der gewohnten Arbeit, und der Koller ist überwunden. Man wäre ja sonst auch kein echter Berliner! Nur ... ganz vergessen ist schwer, es hängen dauernd die politischen Wolken über der Stadt, Zeitungs- und Radionachrichten werden förmlich verschlungen.

Einmal gelingt uns ein Sprung durchs Brandenburger Tor nach Osten. Die Stalinallee soll strahlen und glänzen; aber die schillernd weiße Glasur der Fassadenkacheln bröckelt ab, einzelne Kacheln sind schon herausgestürzt, das Prunkstück steht vor dem Zerfall. Durch eine Seitenstraße gelangen wir in wüstes Trümmergebiet; da ist die Gedächtniskirche winzig daneben. So wie die Brandbombe gewirkt hat, so liegen die Überreste noch da. Trostlos. Es ist der frühere Gendarmenmarkt; vom Schauspielhaus ein schwarzer Steinhafen mit verbogen herausragenden, verrosteten Eisenteilen, die Französische Kirche ausgebrannt mit hohlen Fenstern und ohne Kuppel. Ein unheimlicher Bann nimmt uns gefangen. — Ohne Abschiedsweh verlassen wir diese vergangene Wirklichkeit und atmen erleichtert jenseits des Brandenburger Tores.

Abends betrachten wir den Betrieb vom Funkturm aus. Eben rollen riesige Lastwagen voll Milchtönen vorbei. «Die müssen aus dem Westen durch die ganze Zone reisen!», werde ich belehrt. Wieder eine Erinnerung an die Grenze.

Daß sich Westberlin mit den Tatsachen auseinandersetzt und das Übergangsstadium als definitive Grundlage des Lebens annimmt, läßt sich aus verschiedenen Anlagen erkennen. Da gibt es die Freie Universität Berlin-Dahlem mit ihren vielversprechenden Vorlesungen und Vortragsreihen. In wahrhaft freiem Schwung erheben sich die festgefügtten Mauern; schon von außen ist hier eine klare Linie festzustellen. Träumen läßt sich im Schloß Tegel bei den Humboldtschen Sammlungen von antikisierenden Statuen. In der Gemäldegalerie der Ehemals Staatlichen Museen stimme ich in den allgemeinen Jubel über die Rückkehr der Berliner Madonna mit ein: es ist die «Madonna mit singenden Engeln» von Sandro Botticelli. Ein besonderes Fest wird auch der Büste der Königin Nofretete bereitet. Sie bewohnt eine kleine Halle für sich allein und erstrahlt auf dunkelblauem Samtgrund.

Ein weiterer Ausflug bringt mich in die Siedlung der Amerikaner. Wieder die Erinnerung an die Grenze. Wieder eine Festlegung des Übergangsstadiums. Da taucht mir die Frage auf: Inwiefern sind wir Schweizer wohl frei? Müssen wir nicht auch dauernd mit Grenzen rechnen und den Übergang zum Definitivum stempeln? Ja, so ist es, und Berlin gibt in seiner starken Eigenheit und in seiner einzigartigen Lage ein eindrückliches Beispiel für die Lösung dieses Problems. Berlin paßt sich den gegenwärtigen Gegebenheiten an, es wandelt sich nach der Notwendigkeit, gewissermaßen immer sprungbereit, äußerst wach; und dabei bleibt es sich treu und verleugnet niemals seinen Charakter.

Ich scheidet mit der Freude im Herzen, einen kleinen Einblick in dieses Wesen gewonnen zu haben.

*Elisabeth Jean-Richard*